

Leseprobe

Kirsten Boie
Heul doch nicht, du lebst ja noch

Oetinger Verlag, Hamburg 2022
ISBN 978-3-7512-0163-6

S. 112-125



Dienstag, 26. 6. 1945

JAKOB

Wie gut, dass es im Sommer so früh hell wird: Nun ist die Nacht endlich vorbei, auch wenn kein Vogel über den Ruinen mit seinem Gesang den Anbruch des Tages verkündet. Nur die Sonne schleicht sich langsam über den Horizont, und Jakob darf endlich den Versuch einstellen, doch noch ein bisschen Schlaf zu finden. Er weiß sowieso, dass sein Magen ihm nicht erlauben wird zu schlafen, bevor er nicht etwas zu essen aufgetrieben hat.

Und jetzt, wo es hell wird, sind auch seine Gedanken klarer. Er trinkt einen Becher Wasser, auch Wasser füllt den Magen.

Sie haben ihn nicht erkannt. Die Kinder haben ihn gestern nicht erkannt. Sie haben sich auf ihn gestürzt, weil er die Frau überfallen wollte, und vielleicht, weil sie schon da die Brosche entdeckt hatten. Aber sie haben nicht begriffen, wer er ist.

Ein deutscher Junge.

Niemand kann es sehen, denkt Jakob. Ich hab doch die blonden Haare von meiner Mutter geerbt, das ist ja das Verückte. Ihre blonden Haare und ihre blauen Augen. So sieht kein Judenjunge aus. Sie haben zu Hause zu Anfang noch gelacht, manchmal – früher, ganz früher, über die Bilder im *Stürmer*: die Bilder von Juden mit abstoßend großen Nasen, mit verschlagenen Gesichtern.

»Wie bodenlos albern!«, hatte der Vater damals noch gesagt und die Mutter in den Arm genommen. »Wenn sie raten sollten, wer von uns beiden der Jude ist, auf wen würden sie wohl tippen?«

Dann hatten sie nicht mehr gelacht. Es gab keinen Grund zum Lachen, man lacht nicht über seine Verfolger. Und wenn die Mutter in den ersten Jahren auch noch fast ohne Angst unerkannt alles tun konnte, was Juden eigentlich verboten war, dann war das spätestens vorbei, sobald auf ihrer Kennkarte das große J aufgestempelt war. Und dann der zweite Name Sara. Da durfte sie sich in keiner Straßenbahn mehr erwischen lassen, in keinem Park, in keinem Theater, Konzert oder Kino. Da nützten ihr auch ihre blonden Haare nichts mehr.

Aber ihm konnten sie jetzt nützen. In dieser Nacht war Jakob klar geworden, dass er ohne Hilfe verloren war. Solange Herr Hofmann gekommen war, war alles gut. Aber ganz allein konnte niemand überleben. Überfälle waren nicht so einfach, wie er geglaubt hatte.

Er musste die Kinder von gestern suchen. Er würde ihnen das Märchen von Friedrich Hofmann erzählen, dessen Zuhause ausgebombt, dessen Mutter dabei ums Leben gekommen und dessen Vater bei Stalingrad gefallen war. Und er würde die Kette mitnehmen, die Kette zum taubenblauen Kleid. Vielleicht würden sie die Kette gegen etwas zu essen eintauschen. »Das wirst du noch brauchen«, hatte Herr Hofmann gesagt.

Und der große Junge, der im HJ-Hemd, hatte ihm die Bro-

sche abgenommen. Vielleicht wollte er sie nur seiner Mutter schenken. Aber vielleicht wusste er auch etwas Besseres damit anzufangen. Vielleicht kann er Jakob mit seiner Kette helfen.

Jakob trinkt noch eine Tasse Wasser. Bis er etwas zu essen hat, muss das reichen.

HERMANN

Hermann hält es nicht mehr aus. Die Mutter ist früh aufgebrochen zum Holstenhofweg im Arbeitsanzug des Vaters, seine Papiere in seiner zerschrammten Aktentasche, ein bisschen aufgeregt, aber voller Zuversicht. »Wünscht mir Glück!«, hatte sie gesagt. »Fiete und Hermann, drückt mir die Daumen!«

Der Blick, mit dem der Vater sie angesehen hatte, war hasserfüllt gewesen. Aber er hatte geschwiegen. Man kann nur verbieten, was man auch verhindern kann.

Dann hatte der Vater sich eine Zigarette nach der anderen gedreht und Hermann hatte das Küchenfenster aufgerissen. Draußen nichts als Ruinen, und auf dem Gehweg kein anderes Kind.

So schlecht kann der Tabak dann ja nicht sein, wenn der Vater sich eine Zigarette an der vorigen anzündet. Und fast ist Hermann froh über den Qualm. Er überdeckt den anderen Geruch, an den er sich niemals gewöhnen wird.

»Ich geh raus!«, sagt Hermann. »Du hast ja zu schmöken! Soll ich dich noch mal runterbringen?«

Der Vater nimmt einen tiefen Zug. Er macht ein Gesicht,

als wollte er Hermann anbrüllen. Aber dann lässt er die Schultern sinken und nickt.

Und jetzt lungert Hermann auf der Straße und wartet. Gleich werden die anderen kommen, wenigstens ist es heute trocken. Er hätte niemals geglaubt, dass er sich einmal nach der Schule sehnen würde. Nach der Schule, aber vor allem nach dem Jungvolk; nach den Liederabenden, dem Lagerfeuer und nach dem Exerzieren. Nach den Landeinsätzen mit seiner Kameradschaft zur Kartoffelernte. Immer hatte es etwas zu tun gegeben. Jetzt sind die Tage leer.

Dann sieht er ihn, am Ende der Straße. Er kneift die Augen zusammen. Doch, das ist Ludwig, der Amerikaner. Ist er noch nicht zurück in seine amerikanischen Zone? Und was tut er hier?

Vielleicht hat er wieder Zigaretten dabei, denkt Hermann. Der Vater wird wütend sein, wenn der Amerikaner auftaucht, noch wütender, als er es sowieso schon immer ist, aber seine Zigaretten wird er gerne nehmen. Sind ja vielleicht doch besser als das Kraut vom Rübenkamp.

Inzwischen hat Ludwig ihn auch erkannt. Er winkt. »Hi, Hermann!«, sagt er.

Hi. Das ist Amerikanisch. Das passt zu den Amis, alles immer so lässig, als wäre nichts wichtig, keine Höflichkeit, keine Disziplin. Sind doch keine zivilisierten Menschen, sind alle Cowboys. Auch ihre Soldaten sollen locker in ihren Jeeps hängen, als wäre das hier alles ein Sonntagsausflug. Keine Ehre im Leib. Das wenigstens ist bei den Tommys anders. Die haben wenigstens Benimm.

»Hi, Hermann!«, sagt Ludwig noch mal, als ob er glaubt, Hermann hätte ihn nicht gehört. »Ich wollte mit deinen Eltern reden, bevor ich zurückfahre!« Und er geht schon weiter, auf den Hauseingang zu.

»Meine Mutter ist nicht da!«, sagt Hermann unfreundlich. Der Amerikaner bleibt abrupt stehen und sieht ihn an. »Trümmer räumen?«, fragt er. »Wo kann ich sie finden?«

Hermann zuckt die Achseln. Dem wird er doch nichts erzählen. Wer weiß, ob der die Mutter nicht bei den Tommys verpetzt. Die waren doch schließlich Verbündete, Amis und Tommys.

»Ich weiß nicht, wo sie heute ist!«, sagt er. »Das erzählt sie mir ja nicht.«

Ludwig macht ein Gesicht, als ob er ihm glaubt. »Nur dein Vater oben?«, fragt er. Hermann nickt.

Ludwig seufzt. »Das ist vertrackt!«, sagt er. »Ich wollte was Wichtiges besprechen!«

Der hat auch schon begriffen, dass der Vater keine Rolle mehr spielt, denkt Hermann. Er wundert sich, dass ihn das böse macht. Aber er sagt auch nicht, dass Ludwig mit dem Vater reden soll.

»Ich wollte euch einen Vorschlag machen!«, sagt Ludwig. »Ich habe mit meinem Major gesprochen.« Dabei mustert er Hermann von Kopf bis Fuß, als sähe er ihn heute zum ersten Mal. »Komm, wir setzen uns hin.«

Er lässt sich auf einem Mauerrest nieder und zündet sich eine Zigarette an. »Willst du auch eine?«

Hermann nickt, aber als der Amerikaner ihm Feuer geben

will, schüttelt er den Kopf. Die Zigarette ist für den Vater. Er selbst hat noch niemals geraucht, gibt schließlich nichts, und was soll er wohl tun, wenn es ihm nach dieser Zigarette gefällt? Dann hat er womöglich auch immerzu einen unerträglichen Schmachter nach Zigaretten wie der Vater und so viele andere Männer. Es reicht schon, dass er immerzu Hunger hat.

»Hör zu, Hermann!«, sagt der Amerikaner. »Ich hab ja vorgestern gesehen, wie ihr lebt. Du glaubst gar nicht, wie leid mir das alles tut. Aber ich kann nichts machen. Das ist hier die britische Zone. Wenn es bei uns wäre ...« Er zuckt hilflos die Achseln.

Bei uns?, denkt Hermann. Bei uns? Das ist nicht bei euch! So redest du schon über eure amerikanische Zone, dabei ist die schließlich immer noch Deutschland!

»Deinem Vater kann ich nicht helfen«, sagt der Amerikaner. »So gerne ich das täte, glaub mir. Das ist furchtbar alles für ihn, aber daran kann ich nichts ändern. Aber du«, jetzt sieht er Hermann durchdringend an, »du bist noch so jung! Du hast doch noch dein ganzes Leben vor dir. Also hab ich mit meinem Major gesprochen. Es müsste möglich sein, dass du mit uns in die Staaten kommst, wenn ich zurückgehe. Da gibt es Wege, ich bürgere für dich, wir sind auch verwandt. Deine Eltern müssten natürlich einverstanden sein. Du könntest zur Schule gehen, einen vernünftigen Beruf lernen. Was hast du hier für eine Zukunft? Wie lange wird es dauern, bis ...« Ludwig guckt sich um. »Deinem Vater kann ich nicht helfen. Aber vielleicht dir, Hermann.«

Hermann starrt ihn an. Sein Kopf ist wie leer gefegt.

»Das wollte ich mit deiner Mutter besprechen«, sagt Ludwig. »Aber nun hab ich es wenigstens dir gesagt. Denk drüber nach, erzähl es ihnen. Ich muss jetzt wieder los. Aber in ein paar Wochen sind wir wieder in Hamburg. Dann können wir alle in Ruhe darüber sprechen. Bis dahin macht euch schon mal Gedanken.«

Hermann sagt immer noch nichts. Aber Ludwig scheint auch keine Antwort zu erwarten. Er legt ihm die Hand auf die Schulter. »Du bist ein tapferer Junge!«, sagt er, und Hermann begreift, dass er damit etwas ganz anderes meint, als sie im Jungvolk mit Tapferkeit gemeint haben. »Hier sind nochmal Zigaretten für Fiete. Und grüß ihn von mir.«

Dann zuckt er zusammen. »Oder soll ich noch mal ...?«, fragt er.

Hermann schüttelt heftig den Kopf. »Das mach ich schon.«

Als Ludwig die Straße hinunter verschwindet, winkt er ihm nach. Die Amis waren der Feind. Aber in Amerika gibt es immer genug zu essen.

HERMANN

Hermann sieht dem Amerikaner nach. In der Hand hält er eine Packung Lucky Strike, aber jetzt kann er sie nicht nach oben bringen.

Amerika! Er könnte nach Amerika!

Sein Herz schlägt schneller, er muss sich setzen. Die Amis, das waren die Feinde. Das sind die Feinde!, verstehen doch nichts, keine Ehre im Leib, alles Cowboys. Aber in Amerika gibt es immer zu essen.

Sein Magen krampft sich zusammen. Und die Mutter könnte er dann vielleicht nachholen. Könnte einen Beruf lernen, eine Arbeit finden, viel Geld verdienen. In Amerika sind sie doch alle reich! Dann könnte sie nachkommen.

Er erschrickt. Aber der Vater. Was sollte der Vater wohl in Amerika? Und würden sie ihn überhaupt in ihr Land lassen, einen Krüppel ohne Beine?

Ohne den Vater würde auch die Mutter nicht gehen.

Aber ich!, denkt Hermann plötzlich. Aber ich!

Vor sich sieht er Wolkenkratzer, schnelle Autos, Prärie, Indianer. Vor sich sieht er ein weites Land voller Möglichkeiten, ein Leben voller Abenteuer, voller Schüsseln, in denen sich das gebratene Fleisch stapelt.

Und wenn die Eltern nicht nachkommen können, kann er ihnen doch Pakete schicken! Dosen mit Fleisch, Trockenfrüchte, echten Bohnenkaffee, Schokolade, Zigaretten, Seife. Warme Winterkleidung! Es würde ihnen doch allen besser gehen, ihm bei den Amis und den Eltern in Hamburg. Nein, er muss gehen. Er will gehen! Angst hat er nicht. Hermann hat sich noch nie vor etwas gedrückt.

Jetzt rast sein Herz richtig. Nun dauert es ein paar Wochen, bis der Amerikaner zurückkommt, um alles zu besprechen. Warum war die Mutter eben auch nicht da! Und was ist, wenn Ludwig gar nicht wiederkommt? Wenn alles nur Gerede war? Wenn er es sich anders überlegt, sobald er wieder in seiner amerikanischen Zone ist? Was ist, wenn er Hermann vergisst? Sie wissen ja nicht mal, wie sie ihm schreiben können. »Lieber Ludwig, wir sind einverstanden. Teile uns bitte

mit, was wir tun müssen, damit Hermann dich in die USA begleiten kann, und was er braucht. Mit deutschem Gruß« – nein: »Mit herzlichen Grüßen!, Ursel und Fiete.« Aber sie haben keine Adresse.

Und dann wird es ihm plötzlich bewusst, und er spürt den Zorn aufsteigen, den Zorn und mit ihm die Verzweiflung. Es war unsinnig, es sich überhaupt vorzustellen. Oben auf dem Küchensofa sitzt der Vater und muss ins Zwischengeschoss getragen werden. Wer sollte das wohl tun, wenn Hermann bei den Amis ist? Er hätte gar nicht erst darüber nachdenken sollen. Er wird ja doch hierbleiben müssen, für immer. Für immer, für immer, für immer! Für Hermann gibt es kein Amerika, der Vater hat seine Beine verloren und er seine Zukunft.

Er schlägt mit der Faust auf einen Ziegelsteinbrocken und schreit auf vor Schmerz.

Kein Jammerlappen sein, zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl. Ein deutscher Junge weint nicht, ein deutscher Junge jammert nicht. Und die Amis sind sowieso der Feind.

Dann sieht er den Jungen von gestern.

JAKOB

Jakob entdeckt den großen Jungen sofort, da muss er gar nicht erst in den Ruinen nach den Kindern suchen. Er lehnt an der Mauer eines der wenigen Häuser, die noch stehen, und dreht eine Zigarettenschachtel zwischen den Fingern. Dürfen sie beim Jungvolk rauchen? Ein deutsches Mädels raucht nicht, trinkt nicht, schminkt sich nicht. Schminken

wollen die deutschen Jungs sich wohl sowieso nicht. Aber rauchen? Jetzt steckt er die Schachtel in die Brusttasche seines Uniformhemds.

Genau der hat ihm gestern seine Brosche abgenommen. Der hat ihn auf den Boden geworfen. Vor dem ist er weggerannt. Trotzdem. Allein kann niemand überleben, das weiß er doch inzwischen.

»Heil Hitler!«, sagt Jakob und hebt den rechten Arm. Er wundert sich, wie leicht es ihm fällt und wie fest seine Stimme ist. Noch niemals vorher hat er »Heil Hitler!« gesagt, auch nicht »Sieg Heil!«, das hätte er ja auch gar nicht gedurft. Der deutsche Gruß ist nur für Deutsche. Juden ist er verboten.

Der Junge starrt ihn an und kneift die Augen zusammen. »Was?«, sagt er böse und kommt einen Schritt auf Jakob zu. »Idiot!«

Er grüßt nicht zurück! Ein Hitlerjunge, der den deutschen Gruß nicht beantwortet! Hat er jetzt also doch begriffen, dass Jakob einer ist, der den Arm gar nicht ausstrecken darf? Oder ist das ein Zeichen? Wer nicht »Heil Hitler« sagt, verweigert dem Führer seine Gefolgschaft. Wer nicht »Heil Hitler« sagt, wird bestraft.

»Was?«, sagt der Junge wieder.

Jakob holt tief Luft. »Wegen gestern!«, sagt er. »Ich wollte nur ...«

»Ich weiß, was du wolltest!«, sagt der Junge und für eine Sekunde krampft sich Jakobs Herz zusammen. »Schon vergessen? Ich hab's gesehen! Du wolltest die Frau beklaunen!

Wieso traust du dich noch hierher?« Er macht einen weiteren Schritt auf Jakob zu und ballt die Hände zu Fäusten.

»Bitte!«, sagt Jakob. »Nein, ehrlich, bitte! Ich hab so furchtbaren Hunger, deshalb wollte ich das tun! Bitte!« Der Junge bleibt stehen. »Ich hab doch erzählt, dass wir ausgebombt sind! Nicht in Eilbek, in der Stadt!« Er zeigt über seine Schulter in Richtung Innenstadt. Nicht dass der Junge noch fragt, warum er ihn denn früher hier niemals gesehen hat. Und kein Mensch würde ihm doch außerdem glauben, dass er schon die zwei Jahre seit dem Bombenangriff auf den Stadtteil allein in den Ruinen lebt! Aber der letzte Angriff auf die Innenstadt, der Tagangriff, nach dem Herr Hofmann ihn hergebracht hat: Das geht. »Und ich hab keine Marken mehr! Ich ...«

»Und?«, sagt der Junge. Immer noch unfreundlich. »Anderere sind auch ausgebombt, oder? Vielleicht mal umgucken? Hast du dich nicht bei den Tommys gemeldet?«

Da ist es.

Jakob schüttelt den Kopf. »Ich war so durcheinander«, flüstert er. Jetzt nichts Falsches sagen. »Ich konnte gar nicht denken! Das war ja nicht hier, das war doch erst vor ein paar Wochen, und als ich meine Mutter da gesehen habe ...« Er muss sich gar nicht bemühen. Der Schluchzer kommt von allein. Nein, unter Trümmern hat er sie nicht gesehen. Aber es genügt schon, an sie zu denken, mit ihrem Koffer in der Hand.

Der Junge lässt seine Fäuste sinken. »Scheiße!«, sagt er. Natürlich, er denkt sich ein anderes Bild. Ist etwa Mitleid in seiner Stimme? »Da bist du weggerannt? Und hast dich

hier irgendwo einquartiert? Damit du das nicht mehr sehen musst?«

Jakob nickt. Sprechen kann er nicht.

Dann holt er tief Luft. Er greift in seine Hosentasche und zieht die Kette heraus. »Ich dachte, vielleicht kann ich damit ...«, flüstert er. »Irgendwo? Ohne Marken?«

Der andere streckt gierig die Hand aus. »Auf dem Land ist das kein Problem!«, sagt er. »Machen doch jetzt alle, zu den Bauern! Aber erst mal hinkommen!« Er nimmt die Kette, sieht sie an, gibt sie Jakob zurück. »Höchstens auf dem Schwarzen Markt«, sagt er. »Da wirst du sie los. Aber was du dafür kriegst ...« Er zuckt die Achseln. »Quittengelee!«, sagt er dann, und Jakob versteht nicht, warum er plötzlich lacht. »Ja, geh mal hin.«

»Auf den Schwarzen Markt?«, fragt Jakob.

»Hansaplatz!«, sagt der Junge. »Noch nie gehört? Da tauschen sie alles!«

Jakob starrt ihn an. »Und das ist erlaubt?«, fragt er.

Jetzt sieht der Junge ihn an, als käme er von einem anderen Stern. »Natürlich nicht!«, sagt er. »Du musst eben vorsichtig sein, dass sie dich nicht erwischen!«

Das muss ich doch sowieso, denkt Jakob. Schon immer.

Aber dass einer in Jungvolk-Uniform ihm so was Verbotenes vorschlägt! Vielleicht muss Jakob wirklich keine Angst vor ihm haben. Zuerst kein deutscher Gruß, und nun das.

Der Junge legt kurz seinen Kopf in den Nacken und sieht hoch an der Fassade des Hauses, als ob er überlegt, ob er nach oben gehen soll. Dann dreht er sich wieder zu Jakob.

»Wenn du mich beteiligst, komm ich mit«, sagt er. Er hält Jakob seine Hand hin. »Hermann!«

Jakob nimmt die Hand und schüttelt sie. »Friedrich!«, sagt er. Fast hätte er sich verraten. Zusammen mit einem in Uniform ist er noch sicherer. Da schützen ihn nicht mehr nur seine blonden Haare.

JAKOB

Sie gehen, ohne zu sprechen. Jakob wagt kaum, sich umzusehen. Wann ist er zuletzt durch die Straßen gelaufen? Das war in der Nacht, als er mit Herrn Hofmann unterwegs war. Nur zwei Tage nach dem letzten Bombenangriff war das, als der alte Mann Jakob weggebracht hat, weil die Hexe nebenan Verdacht geschöpft hatte. Aber wann zuletzt am Tag? Im Februarregen. An dem Tag, als seine Mutter zum Logenhaus aufgebrochen ist.

Nicht daran denken. Jetzt ist Sommer.

»Wusste man gar nicht mehr, wie das hier aussieht, oder?«, sagt Hermann, als sie an die Alster kommen. Jakob überlegt, was er meint. »Die Attrappen!«, sagt Hermann. »Ich konnte mich überhaupt nicht mehr erinnern, wie das war, vorher, als man das Wasser noch sehen konnte. Scheiß Tommys.«

Jakob überlegt, was er dazu sagen soll. »Ja, scheiß Tommys!«, sagt er auch und denkt an die Nacht am Fenster, als er das Feuer über der Stadt gesehen hat. Das waren sie, die Engländer. Scheiß Tommys.

Es sind nicht viele Menschen unterwegs. Mit jedem Schritt fühlt er sich sicherer.

»Und dass die jetzt hier bestimmen dürfen!«, sagt Hermann. »Erst alles in Grund und Boden bomben und sich dann aufführen wie Graf Koks!«

»Wie?«, fragt Jakob. Er versteht nicht.

»Schnappen sich unsere Mädchen!«, sagt Hermann, als hätte er ihn gar nicht gehört. Im Weitergehen kickt er einen Stein vor sich her. »Und die albernen Uniformen! Und haben natürlich immer genug zu essen und Zigaretten ...«

»Wie?«, fragt Jakob wieder. Wovon redet dieser Hermann?

In diesem Augenblick kommt der Wagen, kommt ihnen entgegen, und Jakob springt zur Seite. Soldaten! Sein Herz setzt einen Schlag aus. Aber der Wagen fährt einfach vorbei. Eine nicht zu Ende gerauchte Zigarette wird lässig auf die Straße geschnipst, Hermann rennt hin, sammelt sie auf.

Und Jakob erstarrt. Das ist kein deutscher Kübelwagen, und die Soldaten darin tragen keine Wehrmachtsuniform.

»Scheiß Tommys!«, sagt Hermann wieder und spuckt aus. Aber erst, als die Soldaten ihn nicht mehr sehen.

Jakob erstarrt. Er merkt, wie in ihm eine Übelkeit aufsteigt, alles schwankt, er will nicht ohnmächtig werden. Er setzt sich auf den Boden. Scheiß Tommys.

»Friedrich?«, sagt Hermann erschrocken.

»Das waren Engländer!«, flüstert Jakob. »Wieso ...« Die Welt schwankt weiter. Er versucht, tief zu atmen.

»Klar waren das Engländer!«, sagt Hermann. »Sag ich doch! Wie Graf Koks! Müssen uns immer wieder zeigen, wer der Sieger ist!«

Dann wird alles schwarz.